

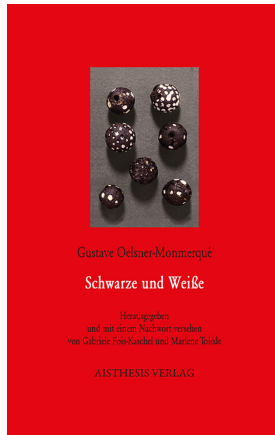
Leseprobe

Gustave Oelsner-Monmerqué

Schwarze und Weiße

Herausgegeben und mit einem Nachwort versehen
von Gabriele Fois-Kaschel und Marlene Tolède

Mit einem Vorwort von Florian Vaßen



AISTHESIS VERLAG

Bielefeld 2015

Abbildung auf dem Umschlag:
Glasperlen als Zahlungsmittel im Sklavenhandel,
18. bis Anfang 19. Jahrhundert.
(Ile de La Réunion, Musée historique de Villèle)
© Musée historique de Villèle / Jacques Kuyten

Gefördert durch die Universität La Réunion



Bibliografische Information der Deutschen Nationalbibliothek

Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation
in der Deutschen Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische
Daten sind im Internet über <http://dnb.d-nb.de> abrufbar.

© Aisthesis Verlag GmbH & Co. KG Bielefeld 2015
Postfach 10 04 27, D-33504 Bielefeld
Satz: Germano Wallmann, www.geisterwort.de
Druck: docupoint GmbH, Magdeburg
Alle Rechte vorbehalten

ISBN 978-3-89528-914-9
www.aisthesis.de

Inhalt

Florian Vaßen	9
Abolitionismus und Kolonialismus. Gustave Oelsner-Monmerqués Roman <i>Schwarze und Weiße</i> im Revolutionsjahr 1848	
Gustave Oelsner-Monmerqué	17
Schwarze und Weiße	
Rezensionen	167
Conrad Gustave Godefroy Oelsner-Monmerqué	177
Biographische Daten	
Gabriele Fois-Kaschel und Marlene Tolède	181
<i>Schwarze und Weiße</i> aus postkolonialer Sicht	

Gustave Oelsner-Monmerqué

Schwarze und Weiße

Inhalts-Verzeichniß.

Erste Abtheilung

Sklavenshandel

1.	Zanzibar	25
2.	Der Satan	32
3.	Der Besuch	37
4.	Die Ladung	43
5.	Seeleben	50
6.	Venus und Jupiter	55
7.	Die Hochzeit	58
8.	Der Orkan	61
9.	Der böse Genius	65
10.	Der Feind	69
11.	Das Vorurtheil	75
12.	Der Kaiser	81

Zweite Abtheilung

Colonialleben

1.	1843	89
2.	Frau von Gaitar	96
3.	Die Ehe	103
4.	Häusliches Glück	111
5.	Speculationen	120
6.	Der Commandeur	127
7.	Die Kirche	134
8.	Die Rosenlaube	140
9.	Die Rache	144
10.	Die Sega	148
11.	Die Negerin	154
12.	Der Marron	159

Vorwort.

Das vorliegende Buch enthält die Skizze einer überseeischen Niederlassung und des gesellschaftlichen Treibens in derselben. – Der Verfasser, welcher Das aus eigener Anschauung kennt, was er hier zu beschreiben versucht, – hat es für seine erste Pflicht gehalten, nirgends der Erfindung unbedingt freien Lauf zu lassen. Seine Schilderungen – sofern sie Land und Clima oder physische Erscheinungen betreffen – werden durch das Zeugniß wissenschaftlicher Männer bestätigt werden. Die Grausamkeiten der Slavenzüchter, deren hie und da Erwähnung geschehen mußte, sind theils früher üblich gewesen, theils noch im Gange. Durch die stets beigefügte, öfters auf That-sachen beruhende Analysis der Charaktere in ihrer psychologischen Entwicklung, wird die Beurtheilung ihrer Wahrscheinlichkeit ein Leichtes. Selbst die vorgeführten Situationen können auf eine gewisse Realität Anspruch machen.

Vielleicht würde es dem Verfasser möglich gewesen sein, dem Buche eine gelehrtere Form als die gewählte zu geben. Er mußte jedoch befürchten, dadurch den Zweck zu verfehlen, nach welchem er hauptsächlich trachtete. So lange das schreckliche Uebel, die Slaverie, in christlichen Staaten fortbestehen darf, erfordert die heilige Frage der Emancipation, welche bereits so hohe Anhänger zählt, noch Vertheidiger jeglicher Art. Zur schleunigeren, vollständigen Beseitigung eines die Menschheit entehrenden Gebrauchs, dürfte die öffentliche Meinung gerade derjenigen Länder, die keine Slaven haben, von großem Gewichte sein. Nur die Verbreitung vollständiger Kenntnisse in allen Klassen der Gesellschaft daselbst, – über die Verhältnisse der Schwarzen als Slaven zu den Weißen als ihren Besitzern, – vermag endlich einmal einen allgemeinen Ausbruch des Fluches auf diese Unsitte zu ziehen und deren Verfechter mit unauslöschlicher Schande zu brandmarken! – In der Erwägung, daß, wo es die Vertheidigung

einer gerechten Sache gilt, selbst die schwächste Stimme zuweilen Gehör findet, hat der Verfasser die romantische Einkleidung vorgezogen, um den Stoff jedem Stande und Geschlechte zugänglich zu machen.

Die neuere Literatur, namentlich die französische, nimmt eine gar verderbliche Tendenz an. Sie verschwendet das Unerhörte im Uebermaße und zum großen Nachtheile des gesunden Menschenverstandes. Gewissenhafte Schriftsteller vermeiden den *Genre*. Möge die Versicherung genügen, daß die Absicht jener Mode zu huldigen, bei der Ausarbeitung dieser Skizzen stets fern lag. Sollten einige Angaben zu dem Verdachte führen, daß sie lediglich aus der Phantasie geschöpft seien, so wolle man nicht unbeachtet lassen, daß nichts dem Unglaublichen näher liegt als das Wunderbare!

Fast sämtliche Kapitel weisen auf große Sittenverderbtheit hin. Dennoch konnte es dem Verfasser nicht einfallen, eine ganze Bevölkerung ohne Ausnahme mit dem Zeichen der Verdammung stempeln zu wollen. Er wird es vielmehr nie vergessen, daß er ausgezeichnete Creolen und Mulatten gekannt hat, die jedem Europäer hinsichtlich der geistigen und Herzensbildung gleich standen. Auch vortreffliche Creolinnen, – welche als Gattinnen, Familienmütter und Hausfrauen wo anders kaum ihres Gleichen fanden, – sind ihm vorgekommen. – Mit der Zeit, bei Zunahme der religiösen und moralischen Erziehung in Bourbon, wird hoffentlich die Zahl solcher Auserkorenen immer mehr anwachsen.

1.

Zanzibar.

An der Ostküste Afrika's, ungefähr unter dem siebenten Grad südlicher Breite, liegt eine große Insel – Zanzibar. Das Land ist fast wüst. Die sonst so reiche, tropische Vegetation erscheint dort nur selten, und zwar in großer Entfernung von der Küste. Die Gegend wird nicht, wie bei anderen Inseln dieses Himmelstriches, vom Meeresstrande ab bergig. Fast überall flach, bleibt sie den heißen Sonnenstrahlen beständig ausgesetzt. Wenige Dattelbäume zeigen sich hier und da, ohne Schatten gewähren zu können.

Nichtsdestoweniger ist Zanzibar von den aus Mascate zuletzt auf Eroberung ausgewanderten arabischen Stämmen anderen herrlichen Gegenden als Hauptsitz vorgezogen worden. Viele Ländereien, die alle Naturschönheiten darboten, welche Bernardin de St. Pierre's phantasiereiche Einbildungskraft in den Colonien darstellt, wurden Zanzibars wegen vernachlässigt.

Woher diese der traurigen Oede ertheilte Bevorzugung? Wäre sie dem Zufall zuzuschreiben, der die planlosen Seefahrer erst nach Osten getrieben hätte, statt sie etwas weiter nach Westen zu führen? Konnte sie aus Gewohnheit entstanden sein, oder in der den südländischen Bewohnern eigenthümlichen Trägheit ihren Grund haben? Wie ist also der Andrang so vieler nach Zanzibar kommenden Araber zu erklären, nachdem neuere und angenehmere Besitzungen bereits erobert waren?

Der Araber handelt nie ohne Grund. Scharf ist sein Verstand, richtig sein Sinn in Beurtheilung der ihm zusagenden Lebensverhältnisse. – Eine Staatsabsicht, ein Staatsvortheil, ein bewährtes *Lucrum* für die Regierung Zanzibars so wie für jeden einzelnen Unterthan erklärt also am besten dies Beharren.

Vom festen Lande durch einen kaum ein paar Meilen breiten Kanal getrennt, stellte die Insel eine Art Festung dar, aus welcher die Krieger alljährlich mehrere Male nach dem Continent hinüber rückten und in welche sie sich zurückzogen, wenn es Noth that.

Rache, Eroberungs- oder Verwüstungssucht bestimmten nicht ihre Züge. Sie gingen lediglich auf einen eigenthümlichen Fang aus, bei welchem es ihnen wichtig war, sich mit der Beute bald in Sicherheit zu begeben.

Sehr kostbar mußte übrigens der Fang sein, der auf so verschiedene Weise mehrere hunderttausend Menschen – Zanzibar soll 3 bis 400,000 Einwohner haben – in schlechten Wohnsitzen, bei wenig fruchtbaren Feldern anzog.

Die Ländereien die Diamanten enthalten, sind – wie man sagt – immer von traurigem Aussehen, ungesunder Lage, unergiebigere Production. Verstand und Gesundheit, zugleich den Hungertod wagt der Mensch, der sich dort ansiedelt. Dessenungeachtet ziehen Schaaren hin, um habsüchtig sich niederzulassen. Mit den ärgsten Entbehrungen kämpfen sie unermüdet. Erst dann, wenn ihr Zweck erreicht ist, wenn ihre Gier nach unermeßlichem Reichthum gesättigt worden, ziehen sie fort.

Nicht Perlen, nicht Diamanten fanden Zanzibars Bürger auf Afrika's festem Lande. Die Schätze, denen sie nachspürten, waren indeß für sie von gleichem Werthe. Sie suchten Sclaven. Und in der That, wenn ihr Trachten auch kein edles war, so liefen sie deshalb doch der Schicksalsgöttin nicht vergebens nach.

Welches ist für den Kaufmann – vom christlich-gesetzlichen und sittlich-menschlichen Standpunkte abstrahirt – die billigste Waare? – Ist es diejenige, welche er, mit Gewißheit des vortheilhaften Wiederverkaufs, gegen einen sehr mäßigen Preis erhalten kann? Ist es die, welche er, bei gleichen Aussichten, nur die Mühe hat zu nehmen oder zu fangen? Es ist unstreitig die Letztere, – zumal wenn die auf solche Art erhaltene Waare so gesucht wird, daß ihr durch Concurrenz erhöhter Preis tausendfach die Mühe und Gefahr des Erwerbes lohnt.

Bis zu dem Augenblicke des Beginnens unserer Geschichte war dies mit dem Sclavenhandel der Fall.

Deshalb begnügten sich die Zanzibarier nicht, selbst Krieg zu führen. Sie hatten außerdem mit einigen ihnen unterwürfig gewordenen

afrikanischen Stämmen des Continents Verträge geschlossen, nach welchen diese sich verpflichteten, der Regierung der Insel nach Bedürfniß Gefangene zu liefern. In dieser Angelegenheit unternahmen die Verbündeten Zanzibars regelmäßige Streifzüge in das Innere des Landes. Gut bewaffnet und zahlreich, kamen sie nie ohne ergiebige Resultate zurück. Oft geschah es, daß die Anzahl der Eroberten die Lieferungs-Bedürfnisse übertraf. Einem solchen Uebel abzuhefen, bediente man sich dann des nach afrikanischen Ideen einfachsten Mittels der Welt: die übriggebliebenen Slaven wurden von ihren bisherigen Wächtern und Depositaren – aufgegessen.

Es war solch ein Mahl stets die Veranlassung zu großen Festlichkeiten, zu Tänzen, die Tage und Nächte lang dauerten, zu Ausschweifungen aller Art, welche durch die Beiträge der europäischen Händler an Arack und Rum nicht wenig befördert wurden. – Die an den Opfern des Festes verübten Grausamkeiten verursachten aber den Hauptjubel. Von den um sie herumspringenden Tänzern empfangen sie nach der Reihe allmählig und langsam den Tod. Ein jeder der Gäste hatte danach zu trachten, den an den Marterpfahl gebundenen Leidenden mit der Lanze, dem Dolche oder der Axt, zwar schmerzhaft jedoch nicht tödlich, geschickt zu treffen.

Mögen nun die Gegner der Philanthropie behaupten, daß das Aufhören des Slavenhandels dergleichen Grausamkeiten vermehrt hat, daß nun alle Kriegsgefangenen Afrika's auf diese Weise geopfert werden, während früher eine Menge derselben durch den Kauf der Europäer gerettet wurden, – diese Behauptung ist nicht allein ungegründet, sondern jedem Menschlichkeitssinn und der Logik zuwider. Eben so thöricht ist die Berechnung, nach welcher man, seit Abschaffung des Slavenhandels, aus den Knochen der in Afrika aufgezehrten Besiegten einen Damm erbauen könnte, der die Erde umfassen würde. Durch Aufhebung des Slavenhandels ist die Hauptveranlassung zu den Kriegen der Schwarzen untereinander aufgehoben worden. Daß die Kriege selbst nicht auf einmal wegfallen werden, daß jede Streitfrage zwischen rohen Völkern zugleich mit dem Slavenhandel nicht verschwinden wird, ist eine Folgerung, die jedem Verständigen von selbst einleuchtet. Das Problem des allgemeinen Friedens wird ja in Europa, von civilisirten Nationen, erst seit dreißig Jahren und zwar nicht ohne Ausnahme durchgeführt. Wie

könnte man vor Jahrhunderten ein solches Resultat von Schwarzen fordern? Es ist genug, daß mit dem Verbote des Slavenhandels sich ihre Kriegslust schon gewaltig gelegt hat, wie dies aus dem jetzigen Treiben der größten damaligen Slavenhändler, der Zanzibarier, sich ergibt, die sich jetzt meistens mit Schiffahrt und Handel beschäftigen, die ihre Datteln, ihren Gummi, auch Producte des Continents, nach den benachbarten Inseln und nach den verschiedenen Theilen der Staaten des Imam befördern, die sich sogar öfter in den Gegenden von Mauritius und Bourbon mit erlaubter Waare zeigen. – Hätten übrigens die Philanthropen nur den Zweck erreicht, die Christenheit dem abscheulichen Verbrechen des Menschen-Verkaufs zu entfremden, und die ganze Verantwortlichkeit dieser gräßlichen Sünde also vor Gott und der Welt den Afrikanern aufzubürden, – so wäre dadurch schon der Ehre und der Moralität Europa's ein unermesslicher Dienst geleistet worden.

Als der Slavenhandel durch Englands Schiffe streng verfolgt zu werden anfang, nahmen vielleicht aus Zwang andere Nationen, – die sich über die Emancipation selbst noch nicht erklären wollten, – doch das Princip an, das zu dieser endlich führt. Die Franzosen hätten sich namentlich geschämt, von Amts wegen weniger menschlich zu erscheinen, als die Engländer. Deshalb sah man bald an der Küste Afrika's, im indischen Meere sowohl als im Ocean, französische Kriegsschiffe. Ob sie anfangs ihre Pflicht erfüllten, ist eine Frage, die man dahin gestellt sein lassen kann. Nach der definitiven Promulgation des Abschaffungs-Tractats wurde jedoch die Gegenwart der Geschwader den Negerhändlern ein reelles Hinderniß. Die Slavenschiffe mußten von nun an ungewöhnliche Vorsichtsmaßregeln gebrauchen. Der Handel, – der durch das stets wiederkehrende Bedürfniß an Schwarzen und durch die unleugbare Schwierigkeit sich welche zu verschaffen, für die Frachtunternehmer gefährlicher aber auch einträglicher geworden war, – hörte auf den ersten Lieferanten, den Negerfängern, die frühere glänzende Einnahme zu gewähren. Die durch den freien Verkehr einst herbeigeführte Concurrnz existirte fast nicht mehr. Die Kriege lieferten jedesmal einen solchen Ueberfluß an Gefangenen, daß dieser gewaltige Speisevorrath Ekel einflößte. Der Wohlstand, den das Geld und die Tauschwaaren der Europäer verbreitet hatten, drohte zu verschwinden. In Zanzibar

vorzüglich war die Angst groß. Um so größer war aber die Freude, wenn ein Schiff, das den Kreuzern entgangen war, sich am Horizonte zeigte.

Im Jahre 1829, an einem ruhigen Abend Ende Novembers, – da die Nachthelle einer förmlichen Tageshelle gleicht, so daß man von der Küste aus die Gegenstände seewärts weit hinaus unterscheiden kann, – erblickten die auf Zanzibars Wachtthurm gestellten Soldaten ein Segel in der Ferne. Das englisch-französische Geschwader hatte sich des Morgens nach Norden entfernt, um verdächtige Fahrzeuge zu verfolgen. Das sich zeigende Schiff kam aus Süden. Unstreitig war es ein Freund; jemehr es sich näherte, destomehr konnte man einen schlanken Bau, ein hohes Segelwerk erkennen. Bald gab es keinen Zweifel mehr. Es war das in Zanzibar wohlbekannte Negerschiff *Satan*.

Dem *Satan* waren alle Lieferanten hold. Schön und groß, 500 starke Lasten haltend, vermochte es durch die geschickte Erfindungsgabe und Negerpraxis seines Supercargo Gaitar so viele Schwarze auf einmal zu nehmen, als nur ein ostindisches Compagnie-Schiff. Dabei war dieser Gaitar, dessen Härte gegen die Slaven sprüchwörtlich geworden, für die Zanzibarer ein gar guter Mensch. Nie gab er weniger für eine Ladung als den verlangten Preis. Wenn nur einigermaßen seinen Anforderungen Genüge geleistet worden war, konnte man sicher außerdem auf ansehnliche Geschenke an Branntwein, Pulver und Baumwollenzeuge rechnen. Demnach bestrebten sich Alle, ihn nach Herzenslust zu befriedigen.

Der Name des ankommenden Schiffes wurde schnell allgemein bekannt. – Der erste Gedanke eines jeden bei dieser Nachricht Interessirten betraf die Gefangenen. Seit einer Woche hatte man sich keine Sendung vom festen Lande besorgt. Die in Zanzibar vorrätigen Slaven waren vernachlässigt worden. Nahrungsmittel hatten sie seit länger als 48 Stunden nicht erhalten. Mehrere bekamen noch in dem Augenblicke die übliche Züchtigung mit eisernen Ruthen, vermöge welcher man nach dortigen Landessitten die Ankunft der Käufer zu befördern glaubte. Kaum konnte ihr erbärmlicher Zustand hoffen lassen, daß ein geübter Kenner wie Gaitar sie annehmlich finden würde. Um so wichtiger war es, den Muth nicht zu verlieren und der Waare wenigstens den möglichst guten Anschein zu verschaffen. Keine Zeit durfte man aber dazu verlieren. Ohne Zweifel wollte mit Anbruch

des Tages der *Satan* sich seine Ladung ausbitten, auswählen und mitnehmen.

Wie verabredet eilte nun Alles zu den Gefangenen. Dieselben Menschen, die vor wenigen Minuten gegen die Klagen der armen Schwarzen taub geblieben waren, oder ihnen höchstens durch Peitschenhiebe geantwortet hatten, kümmerten sich jetzt mit väterlicher Sorge um ihr Wohl, reichten ihnen Stärkungsmittel, forderten sie zur Labung auf, besorgten mit Sorgfalt die Reinigung ihres Körpers, die Heilung ihrer Wunden. Nichts fehlte bei dieser Pflege, nicht einmal der künstliche Putz. Den Greisen wurden die weißen Haare ausgerissen, den schon ältlichen Frauen die Brüste aufgeblasen, denjenigen, deren Augen durch die Sonnenstrahlen sehr gelitten hatten, ein Saft¹ aufgelegt, dessen beizende Wirkung sogleich jede Spur der Verletzung tilgt, obwohl unfehlbar nach kurzer Zeit die Blindheit erfolgt.

Bekannt ist des Schwarzen Lebensverachtung. Wenn er einmal zu sterben beschlossen hat, so hält es außerordentlich schwer, ihn von seinem Vorhaben abzubringen. Freiheit ist das Einzige was für ihn hienieden noch Werth hat. Nach Verlust der Freiheit bemächtigt sich seiner Seele zunächst die Absicht des Selbstmordes. Viele Gefangene bleiben auf Afrika's Küste, weil sie entweder durch Verschluckung ihrer Zunge oder Erwürgung mit ihren Ketten ihrem Leiden ein Ende zu machen verstehen.

Bei dem Ueberfluß und der Auswahl an Subjecten, die in Zanzibar früher zu Gebote standen, hatten mehr oder weniger Todesfälle weiter keine Bedeutung gehabt. Gegenwärtig aber, wo man zweifeln konnte, daß man für den Bedarf des *Satan* ausreichend versehen sein würde, stellte sich die Frage anders. Es wurde also den Slaven Alles verabreicht, was das Land hervorbringt, was ein Slav sich nur wünschen kann; es wurden die flehentlichsten Bitten an sie gerichtet, ja nicht die Nacht zu benutzen, – während welcher man sie fast kettenlos lassen würde, damit sie am andern Morgen frischer aussehen möchten, – sich das Leben zu nehmen; lieber damit zu warten, bis sie auf dem Schiffe sein würden.

1 Amyra-Saft. – „La racine de l'Amyra, remplie d'un suc âcre et corrosif, cautérise la peau. Pilée avec le beurre, elle arrête les hémorragies.“
T. Lefebvre, *Voyage en Abyssinie*.

Unkosten, Anstrengungen und Ueberredungs-Aufwand würden sich Zanzibars Lieferanten gewiß erspart haben, wenn sie am Abende schon die Nachricht, die ihnen im Laufe der Nacht zukam, gehabt hätten: die Verbündeten vom festen Lande seien eben siegreich zurückgekehrt; sie brächten aus dem Innern vierhundert wohlgewachsene, dem gefürchteten Stamme der Bibis angehörige Gefangene; diese konnten ohne Zaudern nach der Insel gebracht werden.

Der Neger ist gewöhnlich klein, unansehnlich, schwächlich. Der Bibi macht eine Ausnahme. Er ist groß, stark, imponirender Statur. Von stolzer Haltung, pechschwarzer Haut, am ganzen Körper tätowirt, vermehrt er noch den widrigen schreckenerregenden Ausdruck seines Gesichts durch eine aus großen künstlichen Warzen zusammengesetzte Linie, die sich von dem Haarwuchs aus über die Stirn weg gerade herunter bis an die Nasenspitze erstreckt. Es werden einem jeden Bibi bald nach dem dreizehnten Jahre, sobald er unter den Kriegern seinen Rang einnimmt, regelmäßige, einen Viertelzoll von einander entfernte, quadratartige Einschnitte auf Stirn und Nase gemacht. Das also abgesonderte, aber nicht abgeschnittene Fleisch wird dann in kleine heißgemachte Schalen einer einheimischen Frucht² von der Größe einer Erbse hineingezwungen, worin es heilt und vernarbt. Wenn die Schalen vor Fäulniß abfallen, ist auf Lebenszeit diese fürchterliche Warzen-Abstufung gebildet.

Weißer, sehr lange, in dreieckige Form gefeilte, spitze Zähne, sind noch ein besonderes Kennzeichen des Bibi. Der Gebrauch sich die Zähne zu schärfen, ist ihm zu seiner größeren Bequemlichkeit eigenthümlich geworden. Er unterscheidet sich von allen Schwarzen des Südcontinents Afrika's dadurch, daß er das Fleisch ohne irgend eine Zubereitung und seine Feinde wo möglich lebendig verzehrt.

Unter den Negern genießen die Bibis einen wohlverdienten Ruf der Tapferkeit und der Grausamkeit. Man greift sie nur mit ungleich stärkeren Massen als die ihrigen an. Noch als Besiegte und Gefangene fürchtet man sie. Der Transport von Bibis war stets, selbst für Europäer und auf europäischen Schiffen, ein bedenkliches Geschäft.

Nach aller Wahrscheinlichkeit, sollte der *Satan* die Lösung einer solchen Aufgabe am nächstfolgenden Tage bekommen, denn alle Bibis waren noch vor Sonnenaufgang in Zanzibar.

2 Die Schwarzen nennen sie *Kouskous*.

2.

Der *Satan*.

Das Schiff *Satan* war glücklich angelangt. Eine zwischen hohen Felsen gelegene Bucht gewährte ihm Sicherheit und Ruhe. Die Kreuzer konnten es dort selbst bei Tage kaum wahrnehmen.

Als die Segel zusammengezogen, die Anker geworfen waren, versammelte sich auf dem Verdecke um einen aus verschiedenen Brettern improvisirten, mit Branntweinflaschen reichlich versorgten Tisch die Mannschaft, – achtzig rüstige Leute, deren Gesichter die Spuren aller brutalen Leidenschaften und der fortwährenden Strapazen eines bewegten Lebens zeigten. Diese Sklavenhändler, unstreitig Europäer, waren durch die mehrjährige Wirkung der Sonnenstrahlen so braun oder schwarz geworden, daß man sie leicht für Neger aus den Maldiven oder aus Madagascar hätte halten können. Ihr Anzug, die gewöhnliche Matrosentracht, fiel nur durch einen mit zwei Pistolen und einem langen Dolche versehenen Leibgürtel auf. Officiere und Matrosen saßen, um die glückliche Ankunft des Schiffes in Zanzibar zu feiern, am Tische bunt durch einander. Die exceptionelle Bestimmung des *Satan* allein erklärte kaum eine solche auf der See nicht leicht vorkommende Vereinigung der Vorgesetzten mit ihren Untergebenen. Nur die Geschichte seiner eigenthümlichen Besatzung konnte hierüber genügende Auskunft geben.

Seit dem Frieden hatte die Freiseeräuberei aufgehört. Viele der früheren Corsaren waren anfangs Piraten geworden. Bald nahm dies während der ersten Jahre der Restauration noch sehr ergiebige Handwerk bedeutend ab. Zahlreiche, wohlgerüstete französische und englische Kriegsschiffe waren auf strenger Hut. Ohne weiteren Prozeß ließen sie die ertappten Verbrecher augenblicklich an Ort und Stelle der Gefangennehmung erschießen oder aufhängen. Das eingeführte

summarische Verfahren half. Den meisten Piraten mißfiel die ihrer fast sicher harrende traurige Zukunft. Nachdenken führte sie dahin, eine andere, ihren Anlagen eben so angemessene Laufbahn, – bei welcher ebenfalls viel zu gewinnen und nicht so viel zu wagen war, – zu verfolgen. Sie wurden Schmuggler zwischen den englischen und französischen Colonien, Freihändler auf Madagascars oder Afrika's Küste. Viele suchten auch Dienst auf Negerschiffen. So konnten sie wenigstens sicher sein, daß für den Fall der Ergreifung bei Ausübung ungesetzlicher Handlungen ihre etwanige Hinrichtung nur nach dem rechtskräftigen Urtheil eines auf dem Lande befindlichen regelmäßigen Tribunals erfolgen würde.

Nach Verbotung des Slavenhandels suchten die Negerschiffs-Unternehmer vorzugsweise ehemalige Piraten als tüchtige Mannschaft auf. Die Kaperei von Schwarzen war kein Spiel mehr. Es kam nicht allein darauf an, sich gegen die Zufälle und Launen des unbändigen Meeres und gegen die immerwährende Möglichkeit der Neger-verschwörungen am Bord zu schützen, – man mußte noch wenn es Noth that zur eiligen Flucht oder, – ausnahmsweise zwar, aber bei der Aussicht möglichen Sieges, – zu tapferen, harten und unversöhnlichen Kämpfen bereit sein.

Der *Satan* trug auffallende Beweise derartiger kriegerischer Gesinnung. Wer auf sein Verdeck hätte blicken können, würde einige zwanzig im schönsten Zustande erhaltene Feuerschlünde wahrgenommen haben. Der hohe Bord des Schiffes, dessen Oeffnungen stets geschlossen blieben, erlaubte schwerlich einem anderen Schiffe, diese Rüstungs-Apparate selbst in einer mäßigen Entfernung auf der See zu erkennen. Im Falle des Angriffes und des Widerstandes aber durfte die so versteckte Batterie nicht lange ihr Incognito beibehalten. Ihre Kugeln pflegten schnell zu zeigen, daß keine unerfahrene und zu verachtende Hand das Geschütz richtete. Die Uebereinstimmung der Leute, beim Absegeln sowohl als bei der Vertheidigung, ließ keinen Zweifel darüber, daß diese Seemänner sich seit Jahren kannten, daß sie seit Jahren Gefahren und Verbrechen theilten.

Zwischen ehemaligen und jetzigen Mitschuldigen konnte es in gewöhnlichen Augenblicken wohl keinen Unterschied des Ranges geben. Bei Schlacht und Sturm verschwand jedoch auf manchen Negerschiffen der Zustand der Gleichheit. Je loser die Disciplin

gewesen war, desto eiserner wurde sie dann. Wer nicht ohne Zaudern gehorchte, wer sich erlaubte ein Commando nicht zu verstehen, hatte sichere Anwartschaft auf eine Kugel, ohne Redensarten, durch den Kopf. Sobald das Wohl des Schiffes und seiner Ladung in Erwägung kam, gab es keinen Grund zur Nachsicht des Befehlshabers. Freundschaftsdienste, die Erinnerungen an glücklich verlebte gesellige Stunden verloren ihre Bedeutung.

An Gefahren und Strafen war in der Bucht von Zanzibar nicht zu denken. Man dachte vielmehr nur daran, die Gläser weder voll noch leer zu lassen. Demzufolge hatten auch nach einer halben Stunde die wechselseitigen Conversationen eine unbändige Heftigkeit erlangt. Man rühmte die Geschicklichkeit des *Satan*, den Kreuzern zu entgehen, man versprach sich, noch öfters ihren Schlingen Trotz zu bieten; man brachte die Gesundheit der Slaven-Käufer und -Verkäufer aus.

Das sonstige Toben der auf die nahen Felsen sich stürzenden und zersplitternden Wellen war nicht mehr zu hören, als eine scharfe pfeifende Stimme das Getöse durchdrang. Sie übte auf alle übrigen Redner einen entschiedenen Einfluß aus. Sämmtliche Lungenanstrengungen hörten auf.

Einem starken, pockennarbigen, vierzigjährigen Manne gehörte die Stimme.

Hauptmann Trivéli war eigentlich von Haus aus kein Seemann. Italiener und früher Studirender der Rechte, wurde es ihm von Jugend auf unmöglich, fremdes Gut von dem seinigen zu unterscheiden. Des angeborenen Gebrechens halber gerichtlichen Verfolgungen ausgesetzt, mußte er das Vaterland verlassen. In Mauritius, wo er zuerst anlangte, war er als Lehrer und Muster der Frömmigkeit und der Moral aufgetreten. Nach Bekanntwerdung seiner Unfähigkeit und Sittenlosigkeit schimpflich entlassen, war ein Negerschiff Trivéli's Zufluchtsort geworden. Wegen einiger mathematischer Kenntnisse zum Lieutenant auserkoren, machte er sich nie durch eine vorzügliche Herzhaftigkeit bemerklich. Er ersetzte indeß den Mangel an großer Tapferkeit durch eine gewisse Ruhe, die auf Selbstbeherrschung hindeutete, und durch die ganz besondere Gabe, bei sich darbietender Gelegenheit eine grausame List zu erfinden, welche fast beständig den Feind in gefährliche Fallen verlockte. Dieser Eigenschaft verdankte er seine letzte Erhebung. – Der Supercargo

Gaitar, der einen bedeutenden Antheil an dem Schiffe besaß, hatte ihn vor fünf Jahren zum Anführer der für den *Satan* gedungenen Banditen auserwählt. Seitdem hatte man ihn schätzen, aber nicht genug fürchten gelernt.

„Ist es den Herren gefällig mir einige Aufmerksamkeit zu gönnen?“ – schrie der wo möglich immer höflich bleibende Hauptmann.

Ein allgemeiner Bejahungsruf war die Antwort.

„Die für morgen zu treffenden Vorkehrungen wünschte ich mit Euch ehe Ihr alle betrunken seid zu besprechen. Das feindliche Geschwader wird wahrscheinlich bald wieder hier eintreffen. Es wäre Thorheit, das Absegeln bei Tage in seinem Angesichte zu versuchen. Meiner Ansicht nach sollten wir die nächste Nacht hier abwarten und dann erst die hohe See zu gewinnen suchen. Wohl weiß ich, daß ein großes Hinderniß diesem Plane entgegensteht, daß der Landwind, der allein unser Absegeln möglich macht, erst mit Sonnenaufgang zu wehen anfängt. Könnten wir aber nicht mit Hülfe einiger einheimischen Boote unser leicht fahrendes Schiff bis zum nächsten, eine Meile nur entfernten Cap bugsiren? So wären wir in Sicherheit, ohne selbst des Feindes Verfolgung befürchten zu dürfen.“

Wie alle durch Trivéli vorgelegten Pläne wurde dieser Vorschlag angenommen, wonach der Hauptmann, ehe man sich wieder zu den Gläsern hatte begeben können, noch folgende unangenehm klingende Bemerkung seinen früheren Worten folgen ließ:

„Wenn unser Vorhaben gelingen soll, ist hauptsächlich Vorsicht nöthig. Kein Geräusch, kein verdächtiger Lärm darf von hier aus vernommen werden. Hierzu müßt ihr nüchtern bleiben. Kein Grog darf folglich mehr binnen vierundzwanzig Stunden auf diesem Tische erscheinen. Weg damit!“

Den Durst der Banditen bändigen zu wollen, war ein kühnes Unternehmen. Die Berührung ihrer reizbarsten Seite konnte geradezu zur Empörung führen. Auch fingen sie bereits an, ihren Widerstand durch Toben und Schreien kund zu geben.

„Weg damit!“ – wiederholte der in seinem Commando-Rechte durch die feindselige Demonstration gekränkte Trivéli. – „Schweigt!“ –

Ohne Rücksicht auf diesen Befehl, erhob ein alter, fast bieder aussehender Bootsmann sofort die Stimme, und zwar um Worte der Veröhnung auszusprechen.

„Capitain“, sagte er, „ein schweres Opfer verlangt ihr; gehorchen werden wir dennoch; dafür bürgt Euch Euer alter Thomson; nur erlaubt eine Bitte. Seit Jahren ist der Mann, dem dies Schiff gehört, uns ein Räthsel. Sein Wesen, sein Treiben, die Sorgfalt, mit welcher er uns ausweicht und sich durch Vermummung unkenubar zu machen strebt, – haben unsere Galle und zugleich unsere Neugierde im höchsten Grade gereizt. Ihr kennt ihn, Ihr wißt seine Geschichte. Benutzt den passenden Augenblick, befriedigt unsere Laune und erzählt; wir werden horchen und entbehren. Ihr könnt auf Piraten-Wort, auf unsere Verschwiegenheit bauen.“

Inzwischen hatte sich der Lärm gelegt, denn Thomsons Idee schien Allen zu gefallen.

„Was Ihr verlangt“, erwiderte der Capitain, „dürfte für Euch und für mich die nachtheiligsten Folgen herbeiführen. Dem Manne gehört das Schiff, nicht uns. Sammt und sonders sind wir seine Miethlinge. Zwar hat er mir kein Stillschweigen anempfohlen; da er aber Euch meidet und dafür wahrscheinlich seine Gründe hat, so mag er wohl wünschen, daß ich über ihn schweige. Ueberlegt dies; heute jedenfalls gebe ich Eurem Wunsche nicht nach, denn es ist Zeit zum Schlafen. Wenn Ihr aber morgen noch sämmtlich bei Eurem Verlangen beharrt, werde ich freilich, aller daraus zu befürchtenden Unannehmlichkeiten ungeachtet, nachgeben müssen. Geht nun nach Euren Hängematten.“ –

Fast jeder Seemann ist einem Kinde gleich, das den lebhaftesten Wunsch vergißt, sobald man seine Aufmerksamkeit auf neue Gegenstände zu lenken versteht.

Trivéli's zweideutiges Versprechen genügte. Die Mannschaft vertheilte sich in den verschiedenen Räumen des Schiffes. Die Mehrzahl begab sich zur Ruhe.

Um die übliche, unausbleibliche vierstündige Wache abzuhalten, blieben zehn Männer auf dem Verdecke.